

Aus "Beiketzeneicht etzählk" 1973

(2)

gegenüber

Laß die

Hufschmiede

Mit der Bitte um Prüfung angeboten von
Bernhard Schulz Ludwig-Bäte-Str.4 4500 Osnabrück
Postgirokonto Hannover 1703 44 - 304

29.3.93

Beschreibung einer Hufschmiede / Von Bernhard Schulz

In meinem Heimatdorf lag dem Haus meiner Eltern gegenüber eine Hufschmiede, die einem Mann namens Julius Brockschmidt gehörte. Wir Kinder nannten ihn Onkel, allein deshalb, weil er uns niemals davonjagte, wenn wir ihm beim Beschlagen der Gäule zuschauten und die Tätigkeit des Blasebalgs bewunderten, den der Geselle in Gang hielt.

Onkel Julius war ein großer kräftiger Mann mit einer brettsteifen rindsledernen Schürze vor dem Bauch und einem Priem zwischen den Zähnen. Er sprach gern, aß Zwiebeln und trank helles Bier. Die schwere Arbeit, die Glut der Esse, der Geruch glühenden Eisens und die Schwaden des verbrannten Horns machten ihm Durst. Manchmal fluchte er, wie eben ein Hufschmied flucht, was willst du machen. Der tägliche Umgang mit Ackerbauern und Pferdeknechten hatte ihn grob gemacht.

Um vier Uhr in der Frühe fingen der Meister und sein Geselle an, Hufeisen, Hufnägel, Ketten und Beschläge zu schmieden. Durch die Schlafzimmer der Häuser gegenüber flackerte der Widerschein der Esse. In den Schlaf der Nachbarn hinein läutete das Pink-pink-pink des Schmiedehammers, der in rhythmischer Folge den Amboß traf.

In jedermanns Erwachen fiel klirrendes Eisen und zischte heißer Dampf. Es wieherte ein Pferd, und der Meister brüllte Kommandos, die immer etwas damit zu tun hatten, daß der Gaul sich weigerte, beschlagen zu werden. Das Pflaster in der Schmiede dröhnte vom ungebärdigen Huf des Zossen, und die eichenen Bohlen des Gestühls, das ihn einkerkerte, klangen wie dumpfe Trommel.

Heute kommt mir dies alles wie Musik vor, die Sinfonie meiner Kindheit, und ich glaube, daß es eine großartige Sache war, einer Hufschmiede gegenüber zur Welt zu kommen und aufzuwachsen.

Am aufregendsten war es, wenn in der Jagdzeit die Jäger das erlegte Schwarzwild zur Schmiede karrten. Da lag das Borstenvieh, das in den Wäldern gelebt und gezeugt hatte, und nun wurden die Borsten mit glühendem Eisen abgesengt. Das ganze Dorf war tagelang von einem eigentümlichen Geruch erfüllt, der die Geheimnisse der Natur enthielt und doch nur die verbrannte Schwarte einer Wildsau war.

Nach dem Absengen wurden die Tiere auf der Straße aufgebrochen, zerlegt und das Fleisch an arme Dorfbewohner verteilt. Es war eine Veranstaltung, die Jahr um Jahr stattfand und zu dem es auch immer einen Schluck aus der Flasche gab.

"Ihr müßt das Fleisch in Essig legen", tönte Onkel Julius, "oder in Sahne. An den Braten gehören Pilze, Speck und Wacholderbeeren." Der Meister verstand sich auf Essen und Trinken, wie es im Dorf überhaupt darauf ankam, am Leben zu bleiben und dabei Spaß zu haben. Es war alles in allem die harte Welt von Menschen, die beim Licht einer Petroleumlampe geholt wurden, und die das Einmaleins und die Buchstaben A bis Z mit dem Griffel auf der Schiefertafel geübt hatten.

Onkel Julius war neunundachtzig Jahre alt, als er starb. Damals gab es keine Güle mehr in der Gemeinde. Der Sarg des letzten Hufschmieds wurde nicht von Pferden zum Friedhof geschafft, sondern von einem schwarzen kastenartigen Kraftwagen, dem zu beiden Seiten silberne Palmzweige aufgemalt waren. Möge Gott ihn in sein himmlisches Reich aufnehmen, betete das Volk.

Die Schmiede verwandelte sich in eine Autowerkstatt, in der Zugmaschinen repariert und Motorräder aufgetankt wurden.